

## Sich selbst im Weg

Lisa Nielebock inszeniert Goethe

**FRANKFURT** Lisa Nielebock, die Familie und eine Regieprofessur an der Folkwang-Hochschule mit der Praxis in ein Leben kriegen muss, sucht sich ganz genau aus, was sie in jeder Spielzeit inszeniert. Warum ihre Wahl jetzt im Frankfurter Schauspiel auf Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften“ gefallen ist, erklärt sich sehr schnell, nach wenigen Wortwechsellern dieser vier Menschenlein auf dem langen Laufsteg.

In der Sprache mag hier und da zu erahnen sein, dass sie nicht aus dem Hier und Jetzt stammt. Die zerissenen Leute, die zwischen Selbstverwirklichung, Leidenschaft und Pflicht sich selber mehr schaden als nützen, wirken ausgesprochen zeitgenössisch. Es geht nicht um das allgemeine Menschliche, sondern um das, was durch das moderne Menschsein an Unglück, Sich-selbst-im-Weg-Stehen, Selbsttäuschung geschieht. Zeitgenossenschaft war schon bei Goethe Thema, nun sind es Triggerwörter wie die Wahl oder Scheidung, die an diesem nur 70 Minuten kurzen Abend herauskristallisieren, warum es Nielebock geht.

Es ist ein Kammerstück in jeder Hinsicht, das Schauspielhaus ist mit einem Steg in der Mitte des Parketts freigeräumt worden. So kommen die Figuren dem wenigen Publikum nah: Da ist die vernünftige Charlotte, deren verhaltene Leidenschaft und bald der Schmerz sich in Blicken und Gesten zeigen (Manja Kuhl), da ist der tatkräftige, pragmatische Otto (Thorsten Flässig), dessen Frauenbild auf den zweiten Blick etwas herablassend erscheint, da ist Charlottes Mann Eduard (Heiko Raulin), dessen Egozentrik sogar zu einigem



Die Wahlverwandtschaften

Kichern im Publikum führt, und seine Geliebte, die junge Otilie (Marta Kizyma), man weiß nicht recht, was man von dieser Mischung aus eckiger Unterwürfigkeit und Hysterie halten soll, die zu den anderen dreien nicht recht passen will.

Im Grunde wird nur die grobe Handlung erzählt, Wahlverwandtschaftstheorie, Über-Kreuz-Lieben, Komplikationen, Kindstod, doppelter Exitus. Aus dem Roman wird ein zwischen Binnen- und Außensicht, Ich und er wechselndes Spiel der Schlüsselsätze. Das zeitgenössische Menschliche, das Nielebock interessiert, wird mit leiser Musik, mit Gesten und mit dem Abwenden oder Nahrücken auf dem Laufsteg trotz der Kargheit der Mittel durchaus plastisch. Und selbst das schon ziemlich überreizte Stilmittel, irgendein Bühnenelement vollzuschreiben, hat einen Sinn: Der Kohleabrieb der Stifte färbt nach und nach Hände, Gesichter, die helle Kleidung der Protagonisten. Niemand, zeigt das, kommt unbeschadet und unbesudelt heraus aus einem Leben, in dem freie Entscheidungen und Leidenschaften erlaubt sind. EVA-MARIA MAGEL

„DIE WAHLVERWANDTSCHAFTEN“, Schauspiel Frankfurt, nächste Vorstellungen 26. Juni und 8. Juli jeweils um 19.30 Uhr.

## Menschen, so blau wie Schlümpfe

**DARMSTADT** Nadira Husain zeigt in der Künstlerkolonie ihre Werke, in denen sie Figuren, Symbole und Ornamente verschiedener Kulturen verwebt.

Von Katharina Deschka

Von der Decke hängen zarte, meterlange Stoffbahnen, bedruckt mit Fotografien aus traditionellen indischen Wohnungen, in die Alltagsgegenstände aus Kunststoff und Szenen aus dem indoislamischen Heldenepos Hamzanama montiert sind. In kleinen Gruppen stehen farbig besprühte Monoblocs im Raum herum. Seltsam vertraut erscheinen diese Stühle, jene weißen, billigen Plastikmöbel, die überall auf der Welt vor Läden, Cafés und Ständen zu sehen sind.

Mit ihren Vorhängen der Serie „Jali Window to the Past and the Future“ und ihren „Fantastic Plastic“-Stühlen hat Nadira Husain das untere Bildhaueratelier im Museum Künstlerkolonie in Darmstadt für ihre Ausstellung „Manzil Monde“ mit dem Prinzip des Verschleierns in einen „Raum des Übergangs“ zwischen den Generationen und Kulturen verwandelt. Das Jali, auf das sie sich in ihrem Titel bezieht, ist ein raumtrennendes Paneel der indoislamischen Architektur, ein meist aus Holz geschnitztes, ornamentales Gitter. Es wird als Fenster eingesetzt, ist licht- und geräuschkundlich und verhindert den direkten Durchblick. Zugleich kann man sich dahinter verbergen.

Von diesem verwehten Blick, der unserer Kultur eher fremd erscheint, von der Verschleierung und dem Sichentziehen berichtet Nadira Husain in ihrer Arbeit. Es scheint aber, als wolle die Künstlerin uns vor Augen führen, wie unmöglich es – auch jenseits von kulturellen Voraussetzungen – ist, die Viel-



Das Kind träumt die Welt: Nadira Husain, „An Elephant in Front of the Window“, 2021

Foto Marjorie Brunet Plaza

schichtigkeit der Welt und ihrer Erscheinungen, Lebewesen und insbesondere Menschen zu erfassen. Und als wäre Husains vom Wechsel zwischen den Kulturen geschärfter Blick noch sensibler im Umgang mit anderen, von deren Herkunft und individuellem Lebensweg man auf den ersten Blick ja niemals etwas weiß. Die Vielfalt jedenfalls spiegelt Husain, indem sie eine Vielfalt an Materialien, Techniken und Formen in ihren Collagen verwendet.

Für die Bilderserie „An Elephant in Front of the Window“ löst Husain mit Applikationen aus Stoffen und maleri-

schen Überblendungen die Bildhierarchien auf: Digitale Fotomontagen, Illustrationen aus Mogulminiaturen des 16. Jahrhunderts und figürliche Zeichnungen verschmelzen zu einem neuen Ganzen. Husain sagt, sie verwende die Collagetechnik als Konzept. Sie interessiert sich dabei nicht für die einzelnen Elemente, sondern für das Gesamtbild, das sie geschaffen habe.

In dieses Gesamtbild fließen die multikulturellen Erfahrungen, die Nadira Husain selbst gemacht hat: Die 1980 in Paris geborene Tochter eines indischen Vaters lebt und arbeitet in Berlin, Paris

und Hyderabad. Nach ihrem Abschluss an der École nationale supérieure des beaux-arts in Paris 2006 wurde sie regelmäßig zu Einzel- und Gruppenarbeiten in Europa und den USA eingeladen, ist Dozentin der „Foundation Class“ an der Kunsthochschule Weißensee und Gastprofessorin der Universität der Künste in Berlin. Mit dem „Foundation Class Collective“ nimmt sie an der Documenta 15 teil. Und sie engagiert sich in antirassistischen Kunstgruppen und Projekten.

Intensiv setzte sie sich mit der Frage, wie Menschen mit Migrationshintergrund den Alltag, die Kultur und somit die Geschichte einer Stadt prägen, für ihr Triptychon „Migration Pride“ auseinander, das zu gestalten sie das Stadtmuseum Berlin 2020 einlud: Das in leuchtenden Farben gemalte Bild kritisiert den eurozentristischen Blick auf Menschen aus dem asiatischen und arabischen Raum, der oft mit einem Überlegenheitsgefühl einhergeht. Doch die Künstlerin stellt sich als selbstbewusste Nofretete in Adidas-Kleidern dar. Ihre Menschen sind so blau wie die Schlümpfe und der indische Gott Krishna, die sie so oft zeichnet. Mit Schildern, auf denen „Black Lives Matter“, „Hanau“ und „Yalla! Antifa“ steht, nimmt sie außerdem Bezug auf antirassistische Proteste.

So kann man ihr Werk durchaus als Aufruf zur Selbstermächtigung verstehen. Und als Anregung, die Freude dabei nicht außer Acht zu lassen. Ohne Hierarchien, mit fließenden Übergängen zwischen Mann und Frau, Tier und Mensch, in der Figuren, Symbole und Ornamente aus verschiedenen Kulturkreisen miteinander in überbordenden, schrillen, frechen und überaus ästhetischen Gemälden, Kacheln, Zeichnungen, Vasen, Stoffobjekten verwoben werden: „Manzil Monde“ – der Titel der von Sandra Bornemann-Quecke kuratierten Schau bezieht sich auf die Bedeutungen von „Haus“ und „Welt“ in den Sprachen Urdu, Arabisch und Französisch. So vielfältig, bunt und aufregend ist die Welt, an der teilzuhaben Husain den Betrachter mit ihren komplexen Bildwelten einlädt.

**MANZIL MONDE. NADIRA HUSAIN**, bis 2. Oktober, Museum Künstlerkolonie, Darmstadt, Olbrichweg 13a, Dienstag bis Sonntag 11–18 Uhr.

## „Zwischen Tempel und Tiefgarage“

**FRANKFURT** Eine Oper über das Menschsein: Tatjana Gürbaca und Francesco Lanzillotta über Dallapiccolas „Ulisse“

Luigi Dallapiccola nutzte in seiner Oper „Ulisse“ den mythologischen Odysseus-Stoff, „um von einem in die Welt geworfenen Menschen zu erzählen, der vom Niemand zum Jemand wird“. So umreißt die Regisseurin Tatjana Gürbaca den Kerngehalt der 1968 in Berlin uraufgeführten Oper des italienischen Avantgardisten, die sie nun als Hausdebüt an der Oper Frankfurt inszeniert hat. Die Premiere am Sonntag ist zugleich die Frankfurter Erstaufführung. Im Unterschied zu Homers „Odyssee“ stelle Dallapiccola in seiner letzten Oper, an der er viele Jahre arbeitete und für die er selbst das Libretto unter Verwendung zahlreicher Quellen von Goethe bis Joyce verfasste, den Titelhelden nicht als den Listigen dar, sondern eher wie Dante als „Suchenden, Zweifelnden, Rastlosen“.

Gegliedert in einen Prolog und zwei Akte mit 13 Episoden, werden die Geschehnisse zunächst aus der Retrospektive erzählt: Auf der letzten Station seiner Irrfahrt im Reich der Phäaken lässt Ulisse etwa seine Liaison mit der Zauberin Kirke Revue passieren oder seinen Abstieg in den Hades samt der Begegnung mit seiner verstorbenen Mutter. Der zweite Akt zeigt Ulisse gegenwärtig in seiner Heimat Ithaka, wo er zunächst nicht erkannt wird und die Freier tötet, die seine Frau Penelope umringen. Das Ende der Oper zeigt ihn allein wieder auf seinem Boot, wo ihm vor seinem Tod die positive Sinn-Erkenntnis kommt.

„Ulisse stehe „stellvertretend für alle Menschen“, meint Gürbaca. Er definiere

in der Rückschau auf die Vergangenheit, wer er in der Gegenwart sei, und gewinne auch einen Ausblick auf die Zukunft. Dazu sollen in der Frankfurter Produktion mehrere Zeitebenen verschränkt werden. Das Bühnenbild von Klaus Grünberg changiere atmosphärisch „zwischen Tempel und Tiefgarage“, verortet die Regisseurin, die 2003 an der Volksoper Wien auch schon Dallapiccolas Einakter „Il prigioniero“ in Szene

gesetzt hat. Zu sehen seien etwa „die archaischen Hügel von Troja“ und ein Teppich, der sinnbildlich sei für das Erzählen und Verknüpfen von Geschichten. Gezeigt werde „eine Zeitreise, die im Heute losgeht und im Mythos endet“. Eine wichtige Funktion kommt dabei dem mit 60 Sängerinnen und Sängern groß besetzten und viel geforderten Chor zu, der mal als Ulisses Gefährten, mal als Lotophagen, mal als Gesellschaft von

Ithaka und jeweils anders zu sehen sei. Er erschaffe mit den ständig wechselnden Kostümen von Silke Willrett verschiedene Bilder und Situationen.

Teils sei der Chor, dem neben den kleineren Solopartien und der über die ganze Aufführungsdauer von zwei Stunden hinweg omnipräsenten Titelpartie größte Bedeutung zukommt, auch untergliedert in eine singende und eine sprechende Teilgruppe, deren Part über die im Saal verteilten Lautsprecher zugespielt werde, führt der italienische Gastdirigent Francesco Lanzillotta als musikalischer Leiter aus. Komponiert sei die Oper insgesamt nach der Zwölftontechnik, wobei Dallapiccola jedoch die Gesangspartien nicht zerrissen gestaltet habe wie viele andere Komponisten im 20. Jahrhundert, sondern auf bestimmte Weise in den Melodien „sehr italienisch“. Es gebe rüde homophone und homorhythmische Klänge des vollen Orchesters, aber auch sehr komplexe polyphone Strukturen. Die riesige Partitur wiege zwölf Kilogramm und sei zugleich „ein Philosophiebuch über das Menschsein“, sagt Lanzillotta. Dallapiccola selbst habe mit Blick auf das Sujet Friedrich Nietzsches zitiert, fügt Gürbaca an: „Und wenn du lange in einen Abgrund blickst, blickt der Abgrund auch in dich hinein.“ GUIDO HOLZE



Team Ulisse: Tatjana Gürbaca und Francesco Lanzillotta Foto Maximilian von Lachner

**DIE PREMIERE** beginnt in der Oper Frankfurt am 26. Juni um 18 Uhr. Weitere Vorstellungen folgen am 1., 7., 10., 15., 18. und 21. Juli.

## Wanderer unter der Honsellbrücke

**FRANKFURT** Kejo Park Liebe zur Romantik: „Das Erde-Projekt“ mit Begleitprogramm im Frankfurter Kunstverein Familie Montez

Man möchte Kejo Park beinahe eine Romantikerin nennen. Und das keineswegs nur, weil sie vor ein paar Jahren mit dem „Lied von der Erde“ Gustav Mahler mit einer Folge großformatiger Gemälde ihre Reverenz erwies. Eine Reverenz, die mit „Der Einsame im Herbst“, „Von der Jugend“ oder „Abschied“ geradeso wie Mahlers sinfonischer Liederzyklus in Literatur, Lied und Malerei der Epoche vielfach variierte Themen aufruft. Das auch, freilich ohne dass es der koreanisch-amerikanischen Künstlerin je darum ginge, sie zu illustrieren.

Parks mitunter auf der rohen Leinwand entwickelte Mischtechniken lassen landschaftliche Assoziationen zwar durchaus zu, sind aber als Bilder weitgehend abstrakt. Und doch kann es kein

Zufall sein, wenn sie nach dem „Lied von der Erde“ in ihrem aktuellen Zyklus mit der Figur des Wanderers ein weiteres nachgerade klassisch romantisches Motiv aufruft, das für all das steht, worum es der unter anderen bei Philip Guston in New York ausgebildeten Malerin geht. Mensch und Natur, Einsamkeit und Nähe, Stille und Beredsamkeit; Hell und Dunkel, Nacht und Tag, Liebe und Tod, Werden und Vergehen, kurzum: Die der Natur und aller Welt eingeschriebene Dualität des Daseins findet sich in dieser Malerei auf eine gänzlich frei von Pathos formulierte Weise.

Was, bei aller nicht zu übersehenden Liebe Parks zur Romantik und insbesondere zur Musik, zur Dichtung Hölderlins, Rilkes oder Hermann Hesses aber auch,

denn auch weniger von Weltflucht zeugt als ganz der Gegenwart verpflichtet ist. Und: ihren aktuellen Verwerfungen. Entscheidend aber, so die 1956 in Seoul geborene Künstlerin, sei weniger das Motiv als eine Haltung der Natur gegenüber, wie sie in der Romantik ebenso zum Ausdruck komme wie in der Tradition der asiatischen und insbesondere der koreanischen Kunst. Eine Haltung freilich, die man als Betrachter ihres Werks bislang nie klarer formuliert gefunden hat als in Parks nun im Kunstverein Familie Montez realisierten „Erde-Projekt“, in dem sie erstmals überhaupt die verschiedenen Disziplinen ihres Schaffens im Kunstkontext zusammenführt.

Immerhin hat die Künstlerin als studierte Landschaftsarchitektin auch zahl-

reiche Projekte im öffentlichen Raum realisiert. Hier nun, mit dem zentralen installativen, von Bilderzyklen wie dem „Lied der Erde“ und dem „Wanderer“ flankierten „Erde-Projekt“, liegt eine Welt voll von Widersprüchen, wie sie schon Hölderlin sah, und liegt mithin die Moderne als eine von Gegensätzen bestimmte Welt still vor den Augen des Betrachters. Indes, Außen und Innen, Natur und Kultur, Erde und Wasser, Wind und Luft und Feuer stehen sich in dem durch die Außenmauer getrennten, mehr als neun Meter messenden und Malerei und Installation parallel führenden Kreis nicht etwa unversöhnlich gegenüber.

Vielmehr finden sie sich ganz selbstverständlich, ja nachgerade romantisch aufgehoben in einem Bild der Einheit

und der Harmonie. Wie tragfähig das in der gesellschaftlichen Praxis sein könnte, ist derweil das Thema der beiden prominent besetzten die Ausstellung begleitenden Podien und des „Stillen Marschs für die Erde“, der am 26. Juni Schüler der Anna-Schmidt-Schule vom Frankfurter Römer zum Kunstverein Familie Montez führen soll. Auch das, wenn man so will, ein Bild. CHRISTOPH SCHÜTTE

**DIE AUSSTELLUNG** im Frankfurter Kunstverein Familie Montez, Honsellbrücke, ist bis 3. Juli dienstags bis sonntags von 13.30 Uhr bis 18 Uhr geöffnet. Informationen zum Begleitprogramm im Internet unter kejoopark.com.



## Hereinspaziert

Von Guido Holze

Michael Hocks mochte das Opernplatzfest nicht. Der langjährige Intendant und Geschäftsführer der Alten Oper, der das Konzerthaus von 1998 bis 2012 sehr erfolgreich leitete, hat zwar nie offiziell gegen die große Party vor seiner Haustür opponiert. Nur war ihm persönlich als Ästhet der leere Platz mit freiem Blick auf den kaiserlichen Prachtbau lieber als die Fressbuden und der Trubel. Wie auch immer: Das Fest bringt derzeit, noch bis zum 1. Juli, die Alte Oper wieder ins Bewusstsein ganz vieler unterschiedlicher Menschen. Aus allen Ecken und Winkeln wird sie fotografiert oder als Hintergrundmotiv mit in Szene gesetzt. Die Leute sitzen auf den Treppen des Konzerthauses, im wahrsten Sinne auf der Schwelle.

Wie viele wohl noch nie oder seit Jahren nicht mehr drinnen waren? Dabei sind doch alle irgendwie stolz auf das Frankfurter Wahrzeichen. Das ist auf dem Platz regelrecht zu spüren. Die Alte Oper repräsentiert den Frankfurter Bürgersinn wie kaum ein anderes Gebäude der Stadt: 1880 als Opernhaus eröffnet, finanziert aus Spenden der Bürger, im Krieg zerstört, dann lange Ruine und schließlich 1981 neu eröffnet mit dem modernen Inneren eines Konzerthauses, wiederum bezahlt von den Frankfurtern selbst.

Noch heute kann man so an den Weinständen, zumindest von älteren Besuchern, den Spottnamen „Dynamit-Rudi“ hören, in Erinnerung an den früheren Oberbürgermeister Rudi Arndt, der die Ruine einst sprengen lassen wollte. Die Frankfurter lieben die Alte Oper. Wenn sie nur häufiger den Schritt über die Schwelle wagten. Angebote gibt es genug, auch in der kommenden Saison wieder spezielle für Einsteiger. Der Titel: „Hereinspaziert“.

## Festival für alle im Frankfurt Lab

**FRANKFURT** Eine Kleiderwerkstatt auf der Frankenallee, ein Messiaen-Konzert in der Gallus-Kirche Maria Hilf, ein Flohmarkt auf dem Gelände der Schmidtstraße 12 und ein Sonntagsbrunch, zu dem mit Flynn die Anrainer eingeladen sind, dazu ein solidarisches Preissystem und viele kostenlose Workshops, Installationen und Performances jenseits der beiden eigenen Säle: Das Frankfurt Lab hat sich für das dritte „Flab – Festival for Performing Arts“ neben dem Bühnenprogramm auch vorgenommen, nahbar und gut erreichbar zu sein, auch rings um das Gelände des Lab.

Von 30. Juni bis 3. Juli gibt es mit 16 Werken ein dichtes Programm, an dem sich die Lab-Partner Mousonturm, Hochschule für Musik und Darstellende Kunst, Hessische Theaterakademie, Dresden Frankfurt Dance Company und Ensemble Modern beteiligen. Letztere verbinden sich mit „With These Hands“ zu einem Eröffnungstanzstück samt Livemusik.

Ein Programmpunkt aus dem Tanz, „Traces“ von der Company, ist schon vom 25. bis 27. Juni im Bockenheimer Depot zu sehen, ebenfalls als „Aufwärmen“ verstehen sich Onlinekonzerte von Tedious Work, die das Publikum auch am 26. Juni zum Mitmachen einladen – und zum Festivalsamstag auch im Club Das Bett mit dem Publikum Musik machen. Mit „Domino Dreams“ ist die Internationale Ensemble Modern Akademie zu erleben, auch das Hochschulorchester und Absolventen der Theaterakademie beteiligen sich am Programm. Informationen unter flabfestival.com. emm.

## Kinderkonzerte im Park

**FRANKFURT** Die Kinder seien regelrecht „ausgehungert“, hat der Kinderliedermacher Ferri als Georg Feils in seinen Workshops festgestellt. Dagegen kann man noch am 25. und 26. Juni jeweils um 15 Uhr etwas tun, das 19. Frankfurter Kinderliedermacherfestival lädt zu Familienkonzerten in den Holzhauspark ein. Weil die Konzerte diesmal umsonst und draußen sind, bittet das Festival um Spenden, alle Informationen unter www.fklmf.com. emm.